

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

276 (26.11.1932) Die Mußestunde

Der reißenden Wärmeaufnahme auf erhalten, sowohl beim saftigen, weniger ausgelegten Fleisch, als auch beim feiner Nahrung nicht berechneten Gemüße. Nebenbei: auch das dauernde Umwälzen der flüssigen, beheizten Speisen oder von Milch erübrigt sich infolge der weniger intensiven Wärmeaufnahme. Die starken Kochplatten und Topfböden beim elektrischen Betrieb sorgen aber nicht nur für eine gleichmäßige Verteilung der Wärme, sondern speichern sie auch während des Aufheizens; sie bleiben infolgedessen nach dem Ausschalten der Kochplatte zum Fertigkochen oder zum Wasseranwärmen zur Verfügung.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden.

Der Weismantels dichterische Qualitäten sind heute unumstritten. Was vielleicht auch mancherorts sein sehr stark betonter Katholizismus einseitig empfunden werden, so überwindet sein verinnerlichtes Schöpferium und sein starkes Ethos doch viele dieser Einwände. Denn — wie immer man sich im einzelnen auch dazu stellen mag — Weismantel ist ein Wahrheitswahrer, dessen künstlerischer Form und stiller Grundgedanke Beachtung verdient. Das neueste Werk des Künstlers „Die Geschichte des Hauses Herkommen“ (Eckhard-Verlag, Nürnberg) als Schlussband einer Romantrilogie „Aus dem Leben und Sterben eines Volkes“ wird daher auf allgemeine Beachtung hoffen. Das Sterben des alten Herkommen ist im Hinblick ein Märtyrer des deutschen Herzens: Der Vater wollte einst arme Händwerker kaufen, der Sohn den Bauern vor der Saat retten, verläugerte Beschäftigung und Beschäftigung zusammen, weil er die Anwesenheit nicht sah. Matthäus Herkommen wird wahrhaftig und der Wahrheit erstickt ihn schließlich — weil die Herkommenheit von der Welt verstoßen ist im großen Bereich der Existenz. So wird das Buch zu einer Art Vermächtnis Weismantels, eingepackt in das dichterische Gewand einer lebenden Seele.

„Reiß des Frauenstudiums“ nennt Frau Dr. Gertrud Bäumer (K. Holzmanns Verlag Leipzig) eine diesem Thema gewidmete Broschüre, die darüber hinaus ein Aufreiß über die geistige und vielfach auch über die wirtschaftliche Situation der Frauenfrage der Gegenwart ist und somit allen diesbezüglich interessierten Kreisen zur härtlichen Beachtung empfohlen werden kann. An Hand von statistischem Material liefert Gertrud Bäumer wertvolle Rissen zur Tätigkeit der Frau in den verschiedensten akademischen Berufen, wobei festgestellt wird, daß auch in diesen Kategorien die berufstätige Frau positiv familienförmig wirkt und in Verbindung damit die Berufsausübung der Frau eingehend erörtert werden. In geistiger und soziologischer Hinsicht noch wichtiger ist jedoch die Untersuchung der Verfasserin zum Thema „Erwerb und Beruf“: „daß Beruf noch etwas anderes ist als Erwerbsebene, daß sein wirtschaftlicher Sinn nicht nur im Lohn, sondern in der Leistung selber liegt, daß tritt heute unter dem Druck der Arbeitslosigkeit leicht vollkommen in den Hintergrund“ — eine Feststellung, welche die erfahrene Kennerin der Frauenbewegung vorantreibt der ihrer Untersuchung, die in der Forderung nach einer schärferen Personalauslese beim Studium überhaupt ausmündet, um so die Stätte der Wissenschaft mit Recht wieder mehr als heute statt einem Mittel für höhere soziale Berufsstellung zu einer wirklichen Heimat für jene zu machen, deren unabweisbarer Sinn nach Erfüllung ihrer Liebe zur beschwingenen geliebten Tätigkeit geht.

Julius Meier-Graefes Roman „Der Vater“ (E. Fischer-Verlag, Berlin) will der Roman der dicken Väter des deutschen Bürgertums sein, die unter Bismarck die deutsche Industrie zur Weltmacht erhoben und ihr das Gepräge gaben. Man wundert sich, den Namen Meier-Graef, den wir bis dato nur als Kunstschriftsteller und Kesselführer kannten, unter den Romanisten zu finden und in engem Zusammenhang. Dem bekannten Schriftsteller auch hier die Meier-Graefen zu können. Erweitert umfassen treten die Gestalten der verschiedenen Generationen dieses Bürgertums hervor, klar und sachlich wird die Einplanung des deutschen Industriebürgers in die Wirtschaftsverhältnisse herausgearbeitet. In sachlich und rationalistisch vielleicht für manches nach härterer Gemütsbetonung sich sehne Gemüt, von der etwas zu wenig betonten sozialen Reduktion abgesehen. Die Gegenständlichkeit zweier Generationen ist plastisch herausgearbeitet. Ein Miese der Mühsarbeit, des nüchternen Planens, des herrlichen Verstandes wie auch der sinnlichen Vitalität walzt der Ältere in der schwarzen Hüttenwelt Westdeutschlands und Schlesiens, während sich der Sohn durch Studienreisen und Abenteurer die freiere und hellere Welt der Kunst und ihrer Kennerchaft erobert, mit gleicher Kühnheit und gleich erster Verantwortung, immer gehemmt und zugleich beschwingt von der Sehnsucht nach dem Vater, bis das Wertvolle aus dem Wesen des Vaters verwandelt in ihm auferstanden ist. Das Werden einer neuen Generation erhebt so sichtbar vor uns als eine wertvolle Charakteristik des Bürgertums neuer Zeit.

Dr. Karl Gebhardt, der unermüdete Leiter des rheinisch-männlichen Verbandes für Volksbildung hat zum 300. Geburtstag Spinozas in Reclams Universalbiographie eine Schrift über das Leben und die Lehre des großen Philosophen veröffentlicht, um hierdurch dessen Wert auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Gebhardt, als einer der Leiter der Spinoza-Gesellschaft bekannt, der nicht erst wieder auf der Tagung dieser Gesellschaft im Haag stark hervortrat, bringt in seiner empfehlenswerten Schrift eine Reihe neuer Forschungsergebnisse, die das Bild dieses Welken festlich ergänzen, so daß weitere Jünger aus dem Leben Spinozas bekannt werden.

Den Mitgliedern der Büchergilde Gutenberg waren in der Novembernummer der Mitgliederzeitschrift dieser Gemeinschaft werktätiger Buchle-

eine besondere Beachtung mitteilt: Zu Weihnachten bringt die Buchverlage für ihre Mitglieder den Roman „Die Scholle“ von Zbana, illustriert von Josef Wendt, zum Vorzugspreis von 1,60 RM. heraus. Mit diesem Buch besetzt sich die vortragende Zeitschrift, die im übrigen wie der interessante Beiträge und Abbildungen enthält.

Rätsellecke

Silben-Rätsel

Aus nachstehenden 47 Silben: berg, brah, bri, chi, de, do, dor, du, e, e, e, eis, er, feu, naz, hin, hen, hof, i, i, ig, in, in, ker, kol, kra, le, lett, ma, mu, min, na, ne, nel, ri, sau, so, so, sol, son, swi, tau, ter, tes, zen, zin. sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Bitte ergeben, die wie an unsere lieben kaufmännigen Leser richten.

Die Wörter bedeuten: 1. indisches Gottwesen, 2. Pflanze, 3. Stifter der Brudergemeinde, 4. nord. Göttin der ewigen Jugend, 5. Christbaumzweig, 6. Dertlichkeit, 7. australischer Kasuar, 8. britischer Seeheld, 9. griechischer Denker, 10. mittelalterliche Sagenhelden, 11. Teil des Hauses, 12. Dsteebad, 13. Heiliger, 14. Freistaat an der südamerikanischen Westküste, 15. männlicher Vorname, 16. Fleischklößen, 17. Bruder Jakobs, 18. Farbstoff, 19. Dsteebad.

Bilderrätsel



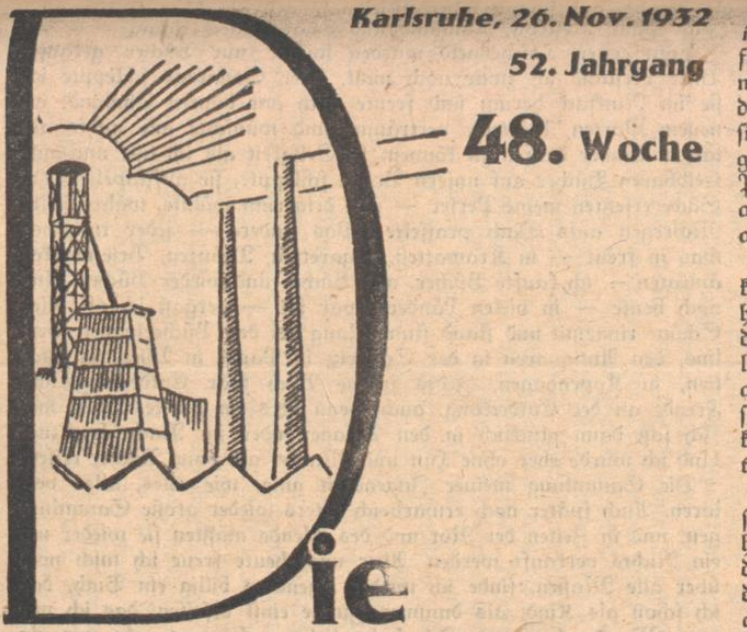
Rätselaufösungen

Auflösung des Rätsels: Die Kaffeemühle. Auflösung des Rätsels: Wonach du auch magst trachten — Du mußt vor die bestch'n! Und mußt du dich verachten, So ist's um dich gescheh'n. Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe.

Witz und Humor

Im Autoomnibus. Ein schwäbischer Bauer steigt ein, seine Pfeife rauchend. An der nächsten Haltestelle steigt eine Dame ein; sie setzt sich dem Bauern gegenüber und bittet ihn, er möchte doch seine Pfeife ausgehen lassen, was er auch stillschweigend tut. Nach einer Weile sagt er auf einmal: „Seit die Weiber's Wahlrecht hent, send se doch muckstrecht!“ „s Rad geht net rom!“ Bei der schwäbischen Eisenbahn fuh ein Zug in Richtung... Bald nach der Abfahrt von Stuttgart war in einem hinteren Wagen ein starkes Quietschen hörbar. Der anfänglich kaum bemerkbare Brandgeruch wurde immer stärker. Ein Schaffner kam herbei und schloß seine Untersuchung mit den Worten ab: „D's Rad geht net rom; d's rechte hentere Rad brennt.“ Immer wieder schaute er zum Fenster hinaus und stellte fest: „En Gannstatt muß de Wage onderjucht werde.“ Der Zugführer kam. „Was ischt denn los, daß do immer so stentk.“ „D's Rad geht net rom; do d's rechte hentere Rad.“ sagte der Untergebene. „Ha no nemmet S' es no auf, do muß mer d'noch gucke lassen. En Augenblick, i will no g'schwend vorgehe, i komm glei wieder.“ Einige Fahrgäste sitzen im Wagen, sie vergnügten sich bestens. Der Schaffner tritt auf die Plattform und dreht an der Bremse. Das Rad — wirklich, das zuvor gebremste Rad, dreht sich wieder. Der Zugführer kommt vor... zurück: „Ha, seht stentk's aber nemme so.“ „Hert Zugführer.“ sagt der Schaffner. „D's Rad dreht sich wieder; i hab d' Bremf“ sagt er macht.“

Schriftleiter E. Grünbaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Spinoza

Zu seinem 300. Geburtstag am 24. November

Über wenige Philosophen hat das Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt so geschwankt wie über Spinoza. Er wurde am 24. November 1632 in Amsterdam geboren. Als er 24 Jahre alt war, am 27. Juli 1656, sprach die jüdische Gemeinde in Amsterdam den Bann über ihn aus. Die Nachwelt sah zuerst in ihm einen Atheisten, das, was man damals einen Libertiner nannte, die Gegenwart verehrte in ihm den tiefen Mystiker, den gottrunkenen Menschen. Auf Goethe hat er als Pantheist einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt.

Für seine Zeitgenossen war er eine aufsehenerregende Persönlichkeit. Die meisten hassten ihn, aber niemand konnte die Lauterkeit seines Lebens antasten. Einige wenige Freunde, die über ganz Europa verstreut waren, verehrten ihn. Die Nachwelt sah zuerst in ihm einen Atheisten, das, was man damals einen Libertiner nannte, die Gegenwart verehrte in ihm den tiefen Mystiker, den gottrunkenen Menschen. Auf Goethe hat er als Pantheist einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt.

Professor Bernhard Alexander hat über sein Leben und seine Werke eine Schrift geschrieben, die in knappster Form auf 180 Seiten das zusammenfaßt, was der wissen muß, der seine Bedeutung erkennen will. (Verlag von Ernst Reinhardt in München. Preis broschiert 2,70 M., in Leinen 4,95 M.) Wir entnehmen diesem Buche die nachfolgende Schilderung.

Spinozas Persönlichkeit steht trotz aller Mangelhaftigkeit der Nachrichten über ihn klar vor uns. Sehr charakteristisch sind Oldenburgs Worte im ersten Brief, den er 1664, nach der persönlichen Bekanntschaft, an ihn richtet. „Ein gediegenes Wissen im Verein mit Lebenswürdigkeit und feiner Sitte (Vorzüge, mit denen allen Natur und eigenes Streben Sie aufs reichlichste ausgestattet) haben so viel Anziehendes, daß Sie bei allen Menschen von vornehmem Charakter und guter Erziehung Liebe werben.“ Auch sonst wird seine vornehme, würdevolle Art des Verkehrs selbst mit den höchsten Kreisen viel gerühmt. Dabei ist er von rührender Unpersönlichkeit, und ein Leibniz hat einen groben Irrtum begangen, als er ihm Ruhmsucht zumutet. Auch nicht eine leise Spur davon entdeckt man in seinen Schriften und den Nachrichten über ihn. Hat er doch die Heidelberger Professur ausgeschlagen und wollte nicht, daß die Ehre nach seinem Tode unter seinem Namen erscheine. Die unvergängliche Wahrheit seiner Lehre sollte nicht an einen vergänglichen Namen geknüpft sein. Dabei, nicht das geringste Anzeichen von jener falschen Bescheidenheit, die wie ein löcheriger Mantel fressende Eitelkeit so schlecht verbirgt.

Er war gütigen Wesens, der sich zu den Einfachen, Schwachen hingezogen fühlte und gerne half, wo er helfen konnte. Er war

kein Menschenverächter, kein Pessimist, so sehr er auch die Menge in ihrer Urteilslosigkeit und geistigen Verwahrlosung erkannte und fürchtete. Aber er war nicht feige. Es ist nicht Feigheit, wenn man nicht mit reisenden Tieren in ihrem Käfig zusammen sein will. Zu den milden Kollegianten und sitzereinen Mennoniten fühlte er sich herzlich hingezogen und den Freunden hat er nie die Treue gebrochen. Durch die Einfachheit seines Wesens, den Gehalt seiner Persönlichkeit, seinen Geist und Willen über große Anziehungskraft auf alle, die ihm nahen. Er klagt einmal, daß man ihn allzusehr aufsuche und in seiner Arbeit störe.

Er war harmonisch gleichmäßig gestimmt, immer heiter trotz der körperlichen Leiden, die er zu erdulden hatte. In einem seiner Briefe heißt es: „Ich suche das Leben nicht in Trauer und Seufzen, sondern in Frieden, Freude und Heiterkeit zu verbringen.“ Seine Philosophie ist Bejahung des Lebens. Für ihn war diese Bejahung allerdings Streben nach Wahrheit als dem höchsten Gute des Menschen, an dem alle andern, höchste Sittlichkeit und höchste Seligkeit, hängen. Er hat nur eine oberste Lebensregel: Erkenntnis Gottes, die alles andere in sich begreift.

Spinoza war kein Conderling, kein Eremit, nicht weltfremd. Er stand mitten im Leben, nahm teil an den Kämpfen und Leiden des holländischen Volkes, das ihm ein Heim gegeben, focht tapfer für die Freiheit des Denkens und Bewusstseins, war kein Stubengelehrter, dem die Gelehrsamkeit über alles geht, sein Ideal war Zusammenarbeiten mit den Menschen, um das Reich Gottes auf Erden, die Erkenntnis der Wahrheit zu verwirklichen. Er war nicht schwächlich, sentimental, nicht ohnmächtig wehleidig, er war ein Mensch voll heißen Gefühls für die Wahrheit, für freies Menschenrecht und für die Vervollkommenung seines inneren Menschen. Deshalb hatte er ganz andere Maßstäbe für die Menschlichkeit als die meisten derjenigen, die vor, mit und nach ihm lebten. Deshalb ist er so selten erfasst worden in seiner Menschlichkeit, fast so selten wie in seinem Denken. Aber er verdient, daß wir seiner eingedenk, mit demselben Wahrheitsverstand ihn zu erkennen suchen, wie er bestrebt war, die Welt zu erkennen.

Spinozas Werk

Was ist es, was den Denker Spinoza auszeichnet und ihm einen Ehrenplatz anweist im Pantheon der Geister? Klarheit, unbegrenzte Wahrhaftigkeit, unbedingte Aufrichtigkeit, Seelengröße.

Inmitten religiöser Streitigkeiten und Zankereien, von denen wir uns kaum noch eine Vorstellung machen können, umgeben von Gewalttaten und Gefährlichkeiten, schreibt Spinoza seine ewernen Sätze, die zum Teil auch heute noch gültig sind. So heißt es im „Theologisch-politischen Traktat“: „Wahrheit ist nicht die Sache der Theologie, sondern der Philosophie.“ — „Die Theologie“ so lesen wir in den Briefen des Denkens, die wie alles, was Spinoza geschrieben hat, in lateinischer Sprache abgefaßt sind, „stellt Gott als den vollkommenen Menschen vor, sie schreibt daher Gott Abscheu vor den Werken der Gottlosen, Freude und Wohlgefallen an den Werken der Frommen zu; aber in der Philosophie, wo nur klare Begriffe gelten, können solche Attribute (Eigenschaften), die Gott zu seinem vollkommenen Menschen machen, so wenig ihm geschrieben werden, wie die Eigenschaften, die einen vollkommenen Elefanten machen, dem Menschen beigelegt werden können.“ Mit andern Worten: Spinoza macht mit dem Gottesbegriff Ernst. „Ich habe aus der Bibel keine ewigen Attribute Gottes gelernt, noch lernen können.“ Das ist begrifflich, denn in der Bibel erscheint Gott entweder als Richter und Rächer oder als Vater, jedenfalls immer als Spiegelbild des Menschen. Ein unsinnlicher Gott kann aber nur unsinnliche Eigenschaften haben. Nun gibt es nur zwei unsinnliche Eigenschaften: Ausdehnung und Denken. Wenn man von den Gegenständen, die wir mit den Sinnen wahrnehmen, alles Dingliche (Geschmack, Härte, Farbe) weglässt, so bleibt immer noch die Ausdehnung. So argumentierte etwa Descartes, der Vorgänger Spinozas. Ebenso wurde das Denken (oder Vorstellen) als etwas durchaus Unsinnliches aufgefaßt.

Spinoza offenbart sich Gott, den er auch die Substanz oder die Natur nennt, also nur in den beiden Eigenschaften Ausdehnung und Denken, d. h. in Eigenschaften, die nichts Sinnliches an sich haben. Andre Offenbarungen kennt er nicht. Den Begriff der Substanz (des Ewigen, Unbedingten) entnahm er dem Aristoteles und der Scholastik. Descartes hatte außer Gott, der absoluten Substanz, noch zwei andere Substanzen angenommen, die ausgedehnte und die denkende. Spinoza nahm diese beiden Sphären gleichsam in Gott hinein; denn Gottes sein ist nach ihm alles Sein (d. h. alles unsinnliche Sein), und alles Sein sein (Gottes) Sein. Er macht daher folgerichtig Ausdehnung und Denken zu Eigenschaften der einen Substanz (oder Gottes). Die endlichen Dinge, die Dinge, die wir wahrnehmen, sind nur Modifikationen (Abwandlungen, Abschwächungen) von Gottes Attributen. Sie haben keine Existenz an sich, sondern nehmen gleichsam nur teil an Gottes Existenz. Sie

nehmen aber nur teil an ihr als Schatten, losgelöst von allem Sinnlichen.

Man hat diese Weltanschauung Pantheismus genannt (Allgöttlichkeit): Gott ist alles; es gibt nichts außer Gott.

Spinoza ist ein Verbündeter aller Derer, die um Freiheit eingen, ein Feind aller Unterdrücker. Deshalb geehrt es sich für uns, seiner in diesen Tagen zu gedenken. Er gehört zu den unsterblichen Befreier der Menschheit. Karl Duenzel.

Spinoza als Menschheitserzieher

Ausgangspunkt und Endpunkt der Philosophie Spinozas war nicht die philosophische Systemstellung, sondern die liebende Vereinigung mit dem philosophischen Gott. Im Dienste dieses Strebens stand ihm die Erkenntnis, und das Denken dieses Strebens nur ein sittlich-religiöses Leben begründend. Glück und Seelenfrieden erwirbt der Mensch nur durch den Besitz der höchsten Erkenntnisform: wenn er unmittelbar in die letzten Zusammenhänge der Allnatur eindringt und in der Liebe zu Gott sich selbst erlebt. Der große Pantheist Spinoza ergibt sich hier einer rationalen Mystik, die bei Spinoza aber zu einer lebensbestimmenden Sittlichkeit führt.

Spinozas rationale Mystik verhinderte jedoch nicht ein tiefes Eindringen in die Probleme des öffentlichen Lebens. Seine politischen Anschauungen führen in gerader Linie zur Demokratie, selbst wenn er auch in seinem unvollendet gebliebenen politischen Traktat von der Aristokratie als der einzigen Staatsform schwärmt. In der damaligen Zeit war es selbst für den aufgeklärten Philosophen einfach unmöglich, in der breiten Masse ein klassenmäßiges Gebilde zu sehen, das geschichtsbildende Kraft besitzt und sein demokratisches Mitbestimmungsrecht fordert. Nur das Nichtvorhandensein einer geschichtlichen proletarischen Klasse machte die sonst durch und durch demokratische Bestimmung Spinozas aristokratisch. Der schon damals Pressefreiheit fordernde Philosoph Spinoza wäre heute entsprechend seiner damaligen politischen Grundideen Demokrat, wie er schon damals, vor 250 Jahren, überzeugter Republikaner war.

Die Liebe zu Büchern

Von Jacob Haringer

I.
Die Einzigen, die dir die Liebe lohnten, die immer da sind dich zu trösten; — die immer warten dir Liebes, Gutes zu tun: die lieben Bücher!

Wo wären die Liebste, die Menschen, die so wie sie, jahrelang auf dich warteten, bis du endlich kommst, bis sie endlich dich bezaubern, dich reich, groß und frei machen dürfen.

Freilich, Bücher sind fast nichts ohne das Leben. Aber was führt uns mehr zum Leben, zum Erleben als Bücher.

Dieses feine, zarte, heitere Glück des Lesens, durch das wir weiser, glücklicher und besser werden.

Du sitzt unter Menschen, einsam, lächelnd über ihr Tun und Treiben. Du denkst: wäre ich fort, wäre ich allein bei schönen lieben Büchern — bei ihren Sehnsüchten, Träumereien, Wahrheiten. O, heim, zu den Büchern heimgehen! Auf dem Kanapee liegen und ein schönes Buch lesen ist ein Vorgesamtes der Seligkeit.

Was für Wunderwelten, unerlöschliche Schätze warten nur auf uns. Und wie brauchen sie nur zu nehmen. Mag einer noch so arm sein, so lange er liest, ist er reich.

Was hat das Leben sonst noch für uns? Weder Wein, noch Freundschaft, noch Essen, noch Liebe, noch das Bewußtsein der Tugend — alles enttäuscht, bringt Ärger, Kummer, Sorgen, Verdruß, Verzweifeln und zeigt uns Schwächen. Nicht die geringste Beachtung ist dies alles wert. — Nur in den Büchern allein liegt das Bleibende!

Die Menschen und ihre Werke vergehn. Die steinernen Denkmäler verfallen in Staub, nur der Gedanke ist unvergänglich, ewig. Nicht Macht, noch Reichtum, nichts! nur des Geistes Erbepter dauern.

Ein Palast ohne Bücher: wie arm! eine Hütte mit Büchern — wie unfähig reich!

II.

Ja, ich fand im ganzen Leben keine besseren und treueren Freunde als die Bücher.

Heute noch grüßen mich Robinson und Rubezahl und all die tausend anderen, schönen, süßen und grusigen Märchenbücher. Der Kindheit Maiental steigt wieder auf. Und heute noch trösten Estifan, Andersen, Thomas a Kempis, Arnim Brentano oder Eichendorff. Wie schön, wie unfähig schön war es als ich noch

als Knabe, auf sommerlichen Wiesen Hagestreck über Hoffmann, Jean Paul, Nestor, Kainund und Shakespeare träumte.

Vom ersten Taschengeld wurden immer nur Bücher gekauft. Viele verstand ich zwar noch nicht, aber Sonntags schleppte ich sie im Rucksack herum und freute mich am bunten Einband, an neuen Worten, blätterte vertäumt und wünschte mir nichts als lauter Bücher kaufen zu können. O Seligkeit als ich alle nur auf-treibbaren Bücher auf unsern Boden schleppte, sie aufstapelte. Die Säcke ersetzten meine Perfer — und drin rum wühlte, während in Mairegen aufs Dach prasselte. Was andere — jeder tut eben was in freut — in Kranzatten, Zigaretten, Münzen, Briefmarken anlegten — ich kaufte Bücher, nur Bücher und wieder Bücher. Und noch heute — in vielen Ländern war ich — vergaß ich oft alles Schöne ringsum und stand stundenlang bei den Büchertagen Bet-lins, den Antiquaren in der Schweiz, in Paris, in Wien, in Ita-lien, in Kopenhagen. Jedes schöne Buch war Entdeckung und Freude an der Entdeckung, auch wenn ich's ein zweites Mal las. Ich saß dann glücklich in den Anlagen oder im Nachtschnellzug. Und ich würde eher ohne Hut und Mantel als ohne Bücher reisen.

Die Sammlung meiner Jugendzeit ging, wie alles, alles ver-loren. Auch später noch erwachte ich öfters wieder große Samm-lungen, und in Zeiten der Not und des Glendes mußten sie wieder um ein Nichts verkauft werden. Aber noch heute frage ich mich noch über alle Massen, finde ich wieder irgendwo billig ein Buch, das ich schon als Kind, als dummer Junge einst besessen, das ich mit vom Mund abgepaart. Ich habe lieber gebungert, als mit ein Buch, das ich mir wünschte, nicht zu kaufen, und in stillen Stunden des Friedens träume ich dann, all meine geliebten Bücher, die in Kisten verpackt in allen Städten der Welt herumlagen, wieder einmal, endlich einmal gesammelt um mich zu wissen.

Welcher unendliche Trost auch strömt aus den Büchern, für jedes Leid, jeden Schmerz! Sie lassen einen Dummheit, Gemeinheit der Mitwelt vergessen, trösten wie Mütter und weisen in morgenrö-tliche, schönere, bessere Zukunft. Freilich, von manden Büchern muß man nur kosten; andere muß man verschlingen und einige we-nige muß man kauen und verdauen.

Obwohl es töricht wäre, in der Regel vom Buch auf den Dichter zu schließen, so sind doch die wahren Dichter schon deshalb so trös-tend, weil sie alle große Leidende.

Dante, Cervantes, Calderon, Sokrates, Giordano Bruno, Vol-taire, André Chenier, Keuter, Dostojewski, Landauer — wie litten sie alle! Ihr Leben war Flucht, Guillotine, Feuer, Tod, Gefängnis, Irrenhaus, Verspottung und Schlimmstes.

Und waren sie doch alle nicht anerkannte Gesetzgeber der Menschheit!

Könnten Sie einen Blinden betrügen?

Von Erich H. Meyer

Sicher nicht. Sie würden vor Scham vergehen, wenn Sie es wollten. Aber es gibt Menschen, die das übrige Herz bringen. Die den Mangel eines Krüppels ausnutzen, um sich zu bereichern. — Die sich einen Vorteil verschaffen, der ihnen die Seele verbrennen müßte.

Steht da an einer viel belauften Straße Groß-Berlins ein großer starker Mann. Seine breiten Schultern überdachen einen kraftvollen Brustkasten. Muskulöse Oberarme wachsen aus ihnen und in nervigen Fäusten enden die Handgelenke.

Aber die Kraft liegt brach. Die Kraft, die einen Pfing führen könnte oder einen wüchtigen Schmiedehammer . . . Die wulstigen, harten Finger tasten überzart über einen kleinen Vorrat an Schokoladentafeln und Sahnenbonbons.

Am linken Ärmel der blauen Jacke leuchtet warnend und Mit-leid heischend zugleich die gelbe Blindenbinde mit den dicken schwarzen Punkten. — Die Augen sind von einer braunen Brille bedeckt. Ihre Pupillen wandern suchend in die Weite. Nur, wenn man den Blinden anspricht, dann ruhen sie fest und klar, wie sehend, auf den Käufer.

„Ich möchte Schokolade.“

„Welche, bitte? — Ich habe drei Sorten: Milchschokolade, halb-bittere und Nuß-Schokolade.“

„Diese hier.“ Ich zeige auf die unterste Tafel.

„Bitte, nehmen Sie.“

Ich nehme, ein wenig erschaut über die Aufforderung, was ich wünschte. — Dann gebe ich Geld. (Wieviel die Tafel kostet, sagt ein deutlich geschriebenes Schild.)

„Es sind 50 Pfennig.“ sage ich erklärend.

Der Blinde hält das Geld in der Linken fest. Mit der Rechten wühlt er in der Außentasche seiner Jacke. Und richtig fingert er

2 Zehner und 2 Fünfer hervor und reißt sie mir hin. — Schinbar sicher. Aber ich merke seine Hilflosigkeit und frage neugierig:

„Können Sie denn das Geld prüfen?“

Der Blinde wägt es in der schweren Hand. „Raum“, gesteht er. Und so, als ob er sich entschuldigen müßte, fügt er hinzu: „Ich verkaufe erst seit einem Jahr. Bin erst seit dem vorigen Sommer blind.“

„Wie schützen Sie sich denn vor Ueberbeteuerung?“

„Schützen? . . .“ Er lacht bitter und preßt die Lippen aufeinander. Dann lösen sich die herben Linien um den Mund in ein pfif-figes Lächeln auf, als wollte er versichern: du kannst mich nicht betrügen. — Und tief und laut und doch ein wenig verlegen kommt die Antwort aus dem mächtigen Brustkasten: „Ich wiege das Geld!“

„Sie wiegen es?“

„Ja, in der Hand. — Ein Fünzigpfennigstück ist leichter als ein Groschen.“ — Zweifelsdunkel schaue ich auf die klöbigen Hände. Mit denen will er so geringe Gewichtsunterschiede feststellen?

Der Blinde errät meine Gedanken und seine Stimme klingt wie-der hilflos: „Es stimmt. Man hat mich schon betrogen. Ein falsches Zweimarkstück hat man mir gegeben. Ich habe es nicht ge-merkt. Erst als meine Frau am Abend mit mir Kaffe machte, färbte sie meine Finger über einen kleinen Einschnitt, an dem der Käufer das falsche Geld geprüft hatte . . .“

Es war ihm wohl selber aufgehängt worden.“ (Der Blinde schien fast Mitleid zu haben mit dem Betrüger. . .) „Natürlich sind wir's nicht losgeworden. Aber ein Vorkriegszweimarkstück konnte meine Frau wieder in Zahlung geben. — Wissen Sie, bei dem soll der Teufel den Unterschied herausfinden, wenn er blind ist.“

„Etel steigt in mir auf: „Es gibt also Leute, die Blinde betrü-gen?“ Das ist eine Gemeinheit!“

„Ja, Herr, das ist es. Aber warum steht unferne auch an einer Straße, an der nur arme Teufel entlang kommen? Ich weiß es doch: Hier rechts über der Brücke steht ein Haus. Es ist die Zahl-stelle für Arbeitslose.“

Nachdenklich gehe ich nach Hause. Man ist heute abgestumpft durch all das Leid rings umher. Aber ich finde es dennoch rührend, wie der arme Blinde es innerlich zu entschuldigen sucht, daß er dann und wann einmal von der sehenden Armut betrogen wird . . .

Psychologie der Wahrsagung

Weshalb manche Prophezeiung wirklich eintrifft

Es war vor 25 Jahren. Ich studierte Psychotherapie. In der ausgelassenen Stimmung eines Bierkults zogen wir jungen Kerl zu einer stadtbekanntem Sibyll.

Sie betrachtete durch die Lupe meine Handlinien. Ihre großen Augen leuchteten felsen. „Ich sehe Ihren Tod in den Wellen“, sagte sie, „hüten Sie sich vor Wasser!“ Dann prophezeite sie noch anderes, was ich vergaß.

20 Jahre sind vergangen, fast das halbe Leben. Und dennoch: Raum verliere ich beim Schwimmen den Boden unter den Füßen — schon fällt mir beängstigend die Wahrsagung ein. Und ich werde unsicher.

Große Seereisen habe ich hinter mir. Kleinere machte ich auf einem eigenen Segelboot. Raum stieß mein Fahrzeug vom Land ab, befahl mich jene unbewusste Furcht vor dem Wasser.

Ich bin Arzt und geschulter Psychologe. Habe die Erscheinungen reflexlos analysiert. Habe mir selbst Suggestionen verschrieben. Und dennoch . . . ich wurde immer wasserförmiger. Würde leichter see-krank. Reise lieber in der Luft als auf dem Meer. . .

Wie geht es nun aber denjenigen Menschen, die keine Psycho-logen sind? Die nicht analysieren und gegenkämpfen können? Was geschieht mit den Laufenden, die leichtgläubig sich den Händen von Wahrsagern, Straßen-Astrologen und Geheimmern anvertrauen?

Schon der Besuch bei einem solchen Seher macht leicht beeinflus-sbar, weil wir Erdmenschen durchweg etwas abergläubisch veran-lagt sind. Und dann regnen die Prophezeiungen (bei beeinflus-sbaren Menschen können wir sie ruhig mit „Suggestionen“ bezeich-nen): „Sie verlieren Ihre Stellung . . . Ein Todesfall in der Fa-milie . . . Ihre Frau wird Sie betrügen . . . schwere Krankheit steht Ihnen bevor . . . Sie sind unter einem unglücklichen Stern geboren . . . Sie sterben eines unnatürlichen Todes . . .“ — Da-zwischen natürlich auch: „Erfolgschaft . . . große Reise . . . Hochzeit . . . Millionen . . .“ usw. Man lacht darüber. Man erzählt spä-ter davon wie von einem komischen Erlebnis.

Aber man betrügt sich unbewußt selbst: Im Unterbewußtsein bleibt etwas haften! Ein Etwas von Unfall, Unglück und Ver-zweiflungstat.

Es entstehen Angst-Neurosen, Zwangsvorstellungen und andere nervöse Störungen. Manchmal endet so etwas in der Nervens-heit. In meiner Praxis konnte ich oft solche Wahrsagungen als Anfang eines Nervenleidens feststellen.

Ich warne! Aber es ist nicht genug, nur zu warnen. Man muß handeln und aufklären. Ärzte müssen nicht nur heilen, sondern auch vorbeugen.

Ich gebe zu: die Zeiten sind schwer. Man muß sich durchringen, weiterziehen. Kein Wort des Vorwurfs gegen die Junft der Astrologen, Wahrsager und Hellseher. Naturgenie fordert jeder Ma-gen. Nur eine Bitte: Es hat seinen guten Grund, warum der Him-mel unsere Zukunft verschleiert hat. Im Leben gibt es Gutes und Böses, Helles und Dunkles. Das Böse und Dunkle werden wir zeitig genug erfahren. Wir sehnen uns alle nach dem Guten, nach dem Hellen. — Es ist möglich, daß unser aller Schicksal klar vor euren hellseherischen Augen liegt. Wer glaubte früher an Hypnose und Kurzwellen? Möglich, daß ihr die Männer der Zukunft seid. Aber seid barmherzig! Prophezeit nur das, was unser Leben leicht macht. Glaubst mir: Eure Einnahmen werden sich verdoppeln. Die Zahl der nervösen Störungen wird abnehmen! Seid barmherzig — und — — — Aug!

Und ihr, die ihr zur Junft der Seher hinauffahrt: Vergeßt nicht eure Verstand. Vergeßt nicht eure Pflicht, auch selbst, der Familie, dem Staat gegenüber.

Die Junft braucht starke Männer und tüchtige Frauen. Sie braucht keine abergläubischen, neurassthenischen und hysterischen Memmen! J.

Welt und Wissen

Die Maßnahmen der Gesundheitsfürsorge für den Säugling in den letzten 25 Jahren haben dazu beigetragen, daß die Kenntnisse über zweckmäßige Säuglingspflege und -ernährung in allen Volks-schichten verbreitet sind. Dagegen besteht bei den meisten Müttern noch wenig Einsicht für die Besonderheiten des Kleinkindesalters und die Gefahren, die auch dem Kleinkind durch mangelhafte Pflege, unzureichende Ernährung und Infektionserkrankungen drohen. Als Folge dieser Unkenntnis muß eine große Zahl der älteren Kinder wegen mangelhafter körperlicher Entwicklung vom Schulbesuch zu-rückgestellt werden. Die Bemühungen des Säuglingschutzes im Kleinkindesalter fortgesetzt werden, damit die Kinder zur rechten Zeit schulfähig werden. Das soeben in vierter Auflage erschienene Büchlein von Professor Langstein über „Ernährung und Pflege des älteren Kindes“ nach dem Säuglingsalter (Max Hefes Verlag, Berlin, Preis 1,50 RM.) zeigt nun auf Grund neuester wissen-schaftlichen Forschungsergebnisse den Eltern die Besonderheiten der Entwicklung und des Wachstums, die Zeichen der Gesundheit des Kindes und die Abweichungen vom normalen Zustand, es gibt Rat-schläge für die Pflege, Ernährung, Erziehung des Kleinkindes, so wie des älteren Kindes und die Krankheitsverhütung.

Entfernen von Leertücken. Die Entfernung von Leertücken ist oft schwieriger, als man denkt, besonders, wenn die Flecken schon hart geworden sind. Früher behandelte man derartige Flecken mit Butter, Del, Terpentinöl oder Seifenwasser mittels einer Bürste. Dieses Verfahren war nicht immer von Erfolg gekrönt. Auch zeigt ten die Stoffe nach der Behandlung meistens rauhe Schuppenstellen und helle Stellen, die noch auffälliger hervortraten. In neuerer Zeit verwendet man nur noch die direkten Lösungsmittel des Leers bei Fleckentfernung und zwar Benzol, Chloroform, Tetrachlorkohlen-stoff, Trichloräthylol und Xylol oder Mischungen aus diesen Mitteln.

Zum Entfernen der Flecke wird eine Unterlage aus weißem Flanell oder mehrfach übereinandergeschichteten weißen Lössch- oder Filtrierpapier unter die Stoffstelle, wo sich der Leertück befindet, gelegt und die Flecke dann mit einem kleinen Schwämmchen oder einem Lappchen, welches mit dem Lösungsmittel getränkt ist, be-tupft, bis der schwarze Leertück vollständig von der Unterlage aufgenommen worden ist. Geringe Mengen nicht löslicher Bestand-teile können nachher leicht mit Seifenwasser ausgewaschen werden.

Ueber Wirtschaftlichkeit in der elektrischen Küche schreibt A. Lion in der bei R. Thienemanns Verlag in Stuttgart erscheinenden „Neuen Hauswirtschaft“: Man kann wesentliche Vorteile des elek-trischen Kochens nennen: Die niedrigen Koch-Temperaturen schlie-ßen bei richtigem Regulieren ein Anbrennen, Ansetzen oder Ueber-kochen so gut wie vollkommen aus und machen infolgedessen das elektrische Kochen bequem und auch zeitparend, da man den elek-trischen Herd lange Zeit sich selbst überlassen kann: der unwirt-schaftliche Wärmeübergang an die Umgebung wird stark herabge-setzt. Aus demselben Grunde verfocht und verspricht nur wenig Fett, so daß man auf Fett- und Wasserzusatz oft überhaupt ver-zichtet oder doch nur das Kocherät eben anzusehen oder aus-zureichen braucht, wodurch Fett, und dadurch auch Strom gespart wird. Die wertvollsten Bestandteile der Speisen bleiben infolge